

Universitätsbibliothek Wuppertal

Aus der Werdezeit des Christentums. Studien und Charakteristiken

Geffcken, Johannes

Leipzig, 1904

II. Enthusiastische Strömungen

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2576](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2576)

II. Enthusiastische Strömungen.

1. Die Apokalypsen.

Eine jede Religion, wenn sie anders den Namen verdient, zeitigt enthusiastische Erscheinungen. Sie kann selbst ja nur einem gewissen Enthusiasmus ihr Dasein verdanken, aber unter diesem und den enthusiastischen Erscheinungen versteht man doch zwei grundverschiedene Dinge. Wenn aus den Tiefen des ringenden, sorgenden, auch wohl zweifelnden Gemütes etwas Neues, Begeisterndes, Befreiendes sich zur Geburt empordrängt und alle belebendes Leben gewinnt, oder wenn eine reine, nach innen schauende Seele, umstarrt vom Schweigen der Wüste, hoher Ahnungen theilhaftig wird und der Gottheit Leben in sich walten fühlt, also daß es den Menschen unwiderstehlich treibt, von dem gewonnenen überirdischen Schätze anderen mitzuteilen, so ist das Enthusiasmus, schon weil den Menschen, mag er auch noch so rein, so gottesbedürftig sein, der Hauch der Gottheit überwältigt, weil er die natürlichen Schranken seines Wesens ins Unermeßliche erweitert, ihn über sich selbst und die physischen Bedingungen seines Daseins hinausreißt in unendliche Fernen, die seinem Blicke bisher verschlossen gewesen. Ein anderes als diese Offenbarung der Gottheit im menschlichen Einzelgemüt, in der Seele eines Religionsstifters sind die Zustände, die innerhalb einer schon bestehenden Religionsgemeinschaft sich unter diesem oder jenem äußeren Anstoß der Gemüther einzelner oder auch ganzer Massen wiederholentlich bald in dieser, bald in jener, immer aber in einer ekstatischen Form bemächtigen. Auch hier spricht man wohl von einer Offenbarung, aber nicht mehr mit Recht. Denn die Gottheit scheint sparsam mit ihrer Erscheinung im Menschenherzen zu sein, häufige erregte Zeiten zwingen sie nicht immer wieder von ihrer Höhe herab, um sich in steten Gesichten dem Menschengeschlechte zu offenbaren. Was Christus in der Wüste vor seinem Auftreten in der Welt durch-

lebt hat, wird niemals kund werden, läßt sich kaum ahnen; aber die Offenbarung Johannis ist ein historisch zu erschließendes Buch, und wenn es in mancher Beziehung auch noch räthselhaft ist, so liegt dies daran, daß uns noch vielfach das Material zur Lösung der Fragen fehlt; ein heiliges, nur religiös zu ahnendes Räthsel ist es seit langem nicht mehr.

Denn der große Vorzug der theologischen Forschung unserer Zeit besteht darin, daß sie endlich beginnt, diese Dinge in ihrem geschichtlichen Zusammenhange zu verstehen und demgemäß einzuordnen. Sie hat erkannt, daß die sogenannte Offenbarung Johannis nicht ein Werk ist, in dem wir selbst erfüllte oder noch zu erfüllende Prophezeiungen suchen sollen, sondern sie ist ein Werk, dem mehr als irgend einem neutestamentlichen Buche der Charakter der wildbewegten Zeit, die es entstehen ließ, anhaftet, es ist ferner eine Schrift, die eine Menge von Vorgängern besitzt, die eine reiche Anzahl Nachfolger gefunden hat. Freilich überragt sie ihre Genossen fast alle. Denn nur ein im tiefsten erregtes religiöses Gemüt kann eine solche Konzeption haben wie die Erscheinung der apokalyptischen Reiter, die noch in allen religiösen Zeiten Darstellung durch die Kunst gefunden, wie die Anschauung vom himmlischen Jerusalem im Glanze seiner Perlethore; und Worte, wie das wundervoll tröstende: sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben, wie das erhabene: ich bin das A und das D, und wie der innige glaubensvolle Schluß: ja, komm, Herr Jesu! derartiges suchen wir vergebens in den anderen Apokalypsen. Aber gleichwohl, die Offenbarung Johannis ist nicht die Apokalypse, sondern sie ist nur eine von vielen Apokalypsen.

Um nun dies Wesen zu verstehen, genügt es nicht, uns nur in die Zeit zu versetzen, in der das wunderbare Buch und seine Schwesterschriften entstanden sind, sondern wir müssen unseren Blick zurückwerfen auf eine längere Entwicklung des religiösen Lebens und Schaffens, d. h. wir müssen zu den Juden, in deren Literatur die ganze Apokalyptik haftet, zurückkehren. Denn wenn auch Christus in direkter Abwendung von jüdischen Sitten und Anschauungen auftrat, so hat das Christentum doch, besonders im literarischen Schaffen, den heimischen Boden des Judentums lange nicht zu verlassen vermocht und auch nicht verlassen wollen. Wir könnten freilich noch weiter hier ausholen, wir könnten, den Spuren hochverdienter Forscher folgend, den

Ursprung der apokalyptischen Phantasien, d. h. hier besonders die Erscheinung des Drachen in Babylon wiederfinden; das aber wären rein religionsgeschichtliche Fragen und Antworten, denen wir hier, wo es sich um möglichst gesichertes historisches Erkennen handelt, nicht allzu weit nachgehen dürfen.

Im jüdischen Volke hatte mit der Zeit das Prophetentum versagt. Aber an die Stelle der großen Einzelpersönlichkeiten tritt nun als ein Surrogat für das eigentliche Prophetentum die Arbeit solcher Männer, die entweder einen alten Prophetenamen erborgen oder den eines anderen Gottesmannes sich zulegen. Es ist also eine apokryphe Schriftstellerei, die man übrigens keineswegs, mit nüchternem Maße messend, als Betrug bezeichnen darf. Religiöser Schriftstellerei kommt es selten auf den eigenen Namen, sondern nur auf die Sache an; das Werk irgend eines Vorgängers in dessen Geiste unter seinem Namen fortzusetzen, scheute sich in alten Zeiten niemand. Aber es herrscht ein gewaltiger Unterschied zwischen den alten Propheten und diesen Zukunftssehern, die sich rühmen, ihre Nachfolger zu sein. Diese Autoren teilen die Zeit in zwei Hälften, eine irdische hier, die viel Jammer und Leid bringt, eine supranaturale, eine transzendente dort in einem Reiche der Zukunft. Hatten die Propheten der alten Zeit ihr Volk ausgerüftet und bessere Tage des irdischen Daseins versprochen, da das Volk Israel von seinen Feinden befreit, im Innern ungestört in Gerechtigkeit und Freude herrschen würde, so gestaltet sich dies Zukunftsbild nun allmählich um, und an seine Stelle tritt mit der Zeit die Erwartung vom Geschehe der gesamten Welt, d. h. vom Gerichte, das über diese Welt gehalten werden solle. Das Gericht soll vollzogen werden durch Gott oder seinen Gesalbten, den messianischen König Israels. Dies Gottesreich der Zukunft umfaßt die ganze Menschheit, die unter Israels Zepher zu einem Weltreiche geeinigt wird. Die alte Welt wird vernichtet, eine neue entsteht. Der alte Gott Israels wird zum Gott und König der Welt. Unter ihm aber soll nun nicht nur das ausgewählte Volk das Ziel seines Daseins finden, sondern auch der einzelne soll erkennen und fühlen, daß Gott sich seiner annimmt; auch er soll, eine Anschauung, die dem alten Glauben fehlt, in der Auferstehung das Reich der Herrlichkeit erblicken. Aber mit dem Frommen wird auch der Böse auferstehen, um im Gerichte sein Urtheil zu empfangen.

Diese Anschauungen, die ich hier vorläufig ganz summarisch wiedergebe, haben natürlich sich langsam genug entwickelt. Aber eine Zeit hat, wie das ja oft in der Geschichte sich wiederholt, durch einen gewaltigen Ruck diese Vorstellungen in raschen Fluß gebracht: es ist die Epoche des Königs Antiochos von Syrien. Antiochos ist einer der wenigen Griechen gewesen, die dem hellenischen Prinzipie der religiösen Duldsamkeit nicht entsprochen haben, ein Vorläufer der intoleranten Spanier, eines Ludwig XIV. Als Antiochos von Syrien die Juden hindern wollte, nach ihrer Fassung selig zu werden, da erhob sich das verzweifelte Volk gegen seinen Dränger, und die Löwenbrut der Makkabäer schlug dem törichtem König Wunde auf Wunde. Der Niederschlag dieser furchtbaren Leidenszeit, da der Tempel des Herrn auf dem großen Altare heidnischen Brauch, den „entsetzlichen Greuel“ sehen mußte, ist das Buch Daniel geworden, die erste aller unserer Apokalypsen und ihr viel benutztes Vorbild. Dem Seher dieses Buches stellen sich die Reiche der Welt unter dem Bilde von Tiererscheinungen dar, die aus dem Meere aufsteigen, das Reich der Heiligen durch eine menschliche, aus den Wolken des Himmels herabsteigende Gestalt. Das vierte furchtbare Tier, von dem hier die Rede ist, ist das griechische Reich, d. h. die Herrschaft des Antiochos. Die Weltherrschaft der Frommen vernichtet die Reiche der widergöttlichen Mächte, Israel wird nun zum Weltreich, aber auch alle verstorbenen Frommen sollen daran Anteil haben.

Es ist hier unmöglich, die einzelnen Momente dieser Zukunftshoffnungen zu verfolgen; es sind ihrer gar zu viele, manche widersprechen sich auch oder setzen sich in andere Formen um. Es gibt hier eine ganze große Literatur, die mannigfache Abhängigkeit der einzelnen Glieder untereinander zeigt und die doch wieder in großer Verschiedenheit schillert. Im Mittelpunkt aller dieser Anschauungen steht doch der uralte orientalische Dualismus, mag er nun in der Welt der Frommen, des gläubigen Israels und im Gegensatz dazu in der Gesamtheit der Bösen sich begreifen oder Ausdruck finden in dem Widerstreite Gottes mit dem Erzfeinde, dem sogenannten Antichrist, einer Gestalt, zu deren eigenartiger Ausbildung in der Phantasie des Judenvolkes die Erscheinung des Syrer Antiochos Anlaß gegeben hat. Wir wollen daher hier nur kurz die Hauptmomente dieser Eschatologie zusammenfassen. — Dem Anbruche des Heils soll

also eine Zeit besonderer Trübsal vorhergehen. Drohende Vorzeichen kündigen sie an: Sonne und Mond verfinstern sich, Schwerter erscheinen am Himmel, die ganze Natur verändert sich, die Sonne scheint in der Nacht, der Mond am Tage, besäte Acker werden wie unbesät erscheinen. Vollends unter den Menschen lösen sich alle Bande der Ordnung. Nur die Sünde herrscht, alle bekämpfen sich untereinander, Freund den Freund, Sohn den Vater, Tochter die Mutter, Völker die Völker. Da erscheint — schon eine ältere Prophezeiung — Elias, um Frieden zu stiften und Ordnung zu schaffen, um dem Messias die Wege zu bereiten. Er kommt, der Ausgewählte, der von Gott verborgen ward, ehe denn die Welt geschaffen wurde, sein Antlitz ist wie das eines Menschen und voll Anmut gleich einem der heiligen Engel. Er hat sich bisher verborgen gehalten und tritt nun plötzlich hervor, wenn die Welt 6000 Jahre gedauert hat. Aber nun sammeln sich auch die feindlichen Mächte zum letzten Angriffe, unter der Führung eines dämonischen Wesens, des Antichrists. Doch das gewaltige Strafgericht Gottes vernichtet seine Macht; Jerusalem wird erneuert, die zerstreuten Juden werden versammelt, die zehn Stämme lehren aus der Verbannung zurück, das Reich Gottes wird aufgerichtet. Nun hat aller Krieg und Streit ein Ende, Friede, Gerechtigkeit, Liebe herrschen; die Natur zeigt eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit, der Weinstock biegt sich unter der Last der Trauben. Die Menschen leben an die tausend Jahre und werden doch nicht alt und müde, die Frauen gebären ohne Schmerzen. — Andere Zeugen aber sehen selbst in diesem Zustande nicht das definitive Ende, sondern nur einen vorbereitenden Zustand von 1000 Jahren, das sogenannte tausendjährige Reich, nach dessen Verlaufe erst die allgemeine Auferstehung der Menschheit und das letzte Gericht eintreten solle mit der ewigen Seligkeit und der Verdammnis.

Wir haben diese Dinge, so sehr wir nach Kürze streben mußten, doch in einer gewissen Ausführlichkeit dargestellt, weil wie so oft die christliche Anschauung direkt unter der Einwirkung der jüdischen steht. Die christliche Apokalypsik setzte die jüdische fort, die älteren israelitischen Schriften wurden eifrig gelesen und erhielten auch wohl manche Zusätze. Und so ist denn auch die Apokalypse des Johannes ohne die Annahme einer jüdischen

Grundlage ganz und gar nicht zu verstehen. — Denn wir müssen den Gedanken ganz aufgeben, daß die Offenbarung Johannis eine übernatürliche Vision sei. Sie ist es ebensowenig wie das Buch des Propheten Daniel, dessen Blicke, wenn er von dem vierten Thiere redet, d. h. dem Reiche des Antiochos, rückwärts sich richten auf das Selbsterlebte und von dort aus dann in die Zukunft zu schauen suchen. Denn dies ist in der ganzen derartigen Literatur das Entscheidende: es wird immer zuerst an die Vergangenheit angeknüpft und diese, d. h. also das schon Erlebte, als zukünftig verkündet. Das ist mit nichts ein Trug. In der Anschauung des Propheten, der seines heiligen Amtes waltet, gibt es keine genaue Abgrenzung von Gegenwart und Zukunft, es gibt überhaupt nur Zukunft; wenn heute das eintrifft, was er gestern ahnte, so schmilzt ihm das im göttlichen Rausche in eine Zeit zusammen, und es bleibt für ihn kommendes, von ihm erkanntes Ereignis. Der Prophet, der da kündigt, weil er muß, weil er nicht anders kann, ist ein Dichter, und für den Dichter gibt es nur die Gesetze des eigenen Innern. — Die Wissenschaft hat denn auch längst die Frage an die Offenbarung Johannis zu richten aufgehört, wie ihre Erwartungen vom Ende der Dinge zu verstehen seien; nur noch einige englische und amerikanische Dunkelmänner wollen eine Menge erfüllter oder noch erfüllbarer Prophezeiungen darin finden. Sie treiben es damit gerade so, wie das erregte Volk es oft getan, wenn es zu Zeiten großer Noth das prophetische Buch aufschlug. Aber diese Deutung, die man die endgeschichtliche nennt, ist seit längerer Zeit schon erledigt, und an ihre Stelle ist die zeitgeschichtliche getreten, die in der Apokalypse die Begebenheiten der eigenen Zeit, d. h. des ersten Jahrhunderts n. Chr. widergespiegelt findet, und an sie hat sich die literargeschichtliche Forschung, die das Buch nach seinen Quellen gliedert, wie endlich die traditions-geschichtliche geschlossen, die in den Motiven der Apokalypse vielfache Übernahme uralter, oft unverstandener orientalischer Mythologie zu erkennen sucht. Uns interessiert das hier weniger, uns genüge die Tatsache, daß die Offenbarung Johannis durchaus kein einheitliches Buch ist, daß sie, so wenig man ihr den tiefsten Gemütsnachdruck des jungen Christentums abstreiten darf, ebenfalls auf älterem Fundamente fußt, daß sie also, wie schon gesagt, unter vielen eine, freilich die hervorragendste Apokalypse ist.

Wie kommen nun die Christen, die doch sonst in aller Stille zu arbeiten, die nur ruhige Ausübung ihres Gottesdienstes anzustreben scheinen, dazu, sich solcher Bücher zu bedienen? Darauf muß die Antwort verschieden lauten. Man erkennt einerseits an der Möglichkeit eines solchen Buches die Stärke der jüdischen Tradition, anderseits aber war das Christentum, wie ja auch die Worte des Herrn mannigfache Erwartungen vom Ende der Dinge aussprechen, stets darauf gefaßt, dies Ende bald selbst noch mit zu erleben. Und dazu schien nun gerade der römische Staat Anlaß zu geben. Wir erwähnten oben mehrfach die Vorstellung vom Antichrist. Sie war auch nach dem Ausgange des Antiochos nie ganz aus der Anschauung der Juden geschwunden. Es ist das Eigentümliche in dieser ganzen Literatur, daß, wenn eine Prophezeiung sich nicht voll bestätigt, man nicht an ihr überhaupt zweifelhaft wird, sondern sie dann auf den nächsten Fall überträgt. Alles Grauen vor Antiochos als dem Antichrist ward nun auf einen anderen übertragen, der allerdings den Namen besser verdienen mochte als der haltlose Syrerkönig. Das war Nero. Unter ihm begann der entsetzliche Kampf Roms gegen die Juden; ein Unglück, das einem jüdischen Apokalypstiker in direktem Widerspruche zur göttlichen Weltregierung zu stehen schien. Nun steigen die alten Bilder in der Seele des gemarterten Judenthums wieder auf, und die Schreckensgestalt des Imperators gibt ihnen fürchterliche Plastik. Erschauernd vernahm es ja der Erdkreis, daß der Sängerkaiser und wahn sinnige Kunst dilettant Hand an seine Mutter gelegt hatte, in der Hauptstadt las man an den Mauern beißende Inschriften auf den Mann, der einem Drost an die Seite getreten sei. Und als er endlich seinen Lohn erhalten hatte, glaubte man nicht an seinen Tod, sondern erwartete, daß er einst aus dem Osten, von dem Lande der Parther wiederkehren werde. Gegen Nero richtet sich nun das 13. Kapitel der Offenbarung Johannis. Es ist ursprünglich ein Stück aus einer jüdischen Apokalypse gewesen. Dann übernahm und bearbeitete es der Verfasser der Offenbarung, die ihren Ursprung der Empörung des Christentums über die Anbetung des Kaisers verdankt. Mit Recht hat man also gesagt, die Offenbarung Johannis sei die Kriegserklärung des jungen Christentums gegen das römische Imperium gewesen. So ist denn dem christlichen Seher Rom das große Babel, er sieht die sündige Stadt schon

gefallen, und unter gigantischen Tiererscheinungen stellt sich ihm das Bild des Imperiums, die Gestalt des Antichristes dar. Dem ersten Tiere wird Vollmacht gegeben, es zu treiben 42 Monate, d. h. $3\frac{1}{2}$ Jahre lang. Wieder eine Rückspiegelung der Vergangenheit: $3\frac{1}{2}$ Jahre lang hatte die Herrschaft des Antiochos in Judäa gedauert. Das Tier besiegt die Heiligen, bezwingt alle Länder. Die Todeswunde, die es empfangen, wird geheilt, d. h. Nero kehrt, wie auch die heidnische Volksfage wollte, zurück. Die Bewohner der Erde müssen ein Bild von ihm machen; wer es nicht anbetet, wird getötet. Damit hat der Apokalyptiker das Wesen des Imperiums deutlich gekennzeichnet und seinem Haffe gegen die Forderungen, die nach der Menschen Sazungen sind und nicht von Gott, leidenschaftlichen Ausdruck gegeben.

Aber fast noch mehr als die weltliche Gewalt des römischen Imperiums, dem hier keck der Handschuh vor die Füße geworfen wird, haßte und fürchtete der gläubige Christ die Irrlehre, deren Saat ein Betrüger nachts unter den Weizen des Herrn ausstreuen könnte. Wie bei Matthäus (24, 11 ff.) die Erwartung des Endes unmittelbar mit dem Auftreten von falschen Propheten verknüpft ist, so nennt in Verbindung mit diesen der 1. Johannesbrief (4, 3) den Antichrist und sieht ihn schon leibhaftig in der Welt. Ganz ähnlich spricht sich die vor noch nicht gar langer Zeit gefundene sogenannte Apostel lehre aus, nach den falschen Propheten läßt sie den einen Sohn der Ungerechtigkeit im eigentlichen Sinne auftreten (16): „Wenn die Ungerechtigkeit sich mehrt, werden sie einander hassen und verfolgen und sich verraten, und dann wird erscheinen der Weltbetrüger gleichwie der Sohn Gottes und wird Zeichen und Wunder tun und die Erde wird übergeben werden in seine Hände und tun wird er Ungefeßliches, was niemals geschehen seit aller Ewigkeit. Dann wird die Schöpfung der Menschen in die Feuerprobe eingehen, und viele werden ein Argerniß nehmen und zugrunde gehen, die aber unter ihnen ausharren im Glauben, werden gerettet werden vor diesem Werk des Fluches. Und dann werden die Zeichen der Wahrheit erscheinen. Zuerst das Zeichen der Händeausbreitung am Himmel, dann das Zeichen des Posaumentones, endlich zum dritten die Auferstehung der Toten.“ Und ein solcher Irrlehrer war wirklich erschienen. Schon die Apostelgeschichte erzählt uns von Simon,

dem samaritanischen Zauberer. Die erregte Stimmung der Zeit hat aus ihm und seinen Irrlehren binnen kurzem einen wahren Dämon geschaffen.* Er soll in Rom unter Nero aufgetreten und erst von Petrus entlarvt worden sein. Von ihm weiß eine andere „Prophezeiung“ zu melden, aus Samaria soll Beliar — der Name des Antichristes seit alter Zeit — kommen: „die Höhe der Berge wird er bewegen, das Meer im Laufe halten, hemmen die flammende, große Sonne und den glänzenden Mond, die Toten erwecken und viele Wunderzeichen tun unter den Menschen. Aber zum wirklichen Ende wird er's nicht führen, sondern alles ist Blendwerk, blenden wird er viele Menschen, die Gläubigen und Auserwählten und die bösen Hebräer und andere Menschen dazu, die noch Gottes Wort nicht gehört haben. Aber wenn sich dann des großen Gottes Drohungen erfüllen und die Kraft der Flamme brausend auf die Erde herniederkommt, dann wird sie Beliar verbrennen und die übermütigen Menschen alle, die ihm geglaubt haben.“ Da man nun so zwei Schreckensgestalten hatte, Simon Magus oder vielmehr den mit seinen Zügen ausgestatteten Antichrist und den wiederkehrenden Nero, so schuf die christliche Phantasie zwischen beiden die Beziehung, daß sie Nero zum Vorläufer des Antichristes machte, dem dann der eigentliche Verführer der Welt am Ende der Tage erst folgen sollte. Beider Verhältnis spiegelt sich auch in der Offenbarung Johannis wider. Das Tier vom Meere, dessen Todeswunde geheilt wird, ist, wie eben bemerkt, das Imperium und Nero, die Zeichen und Wunder des Tieres vom Lande, von denen die Offenbarung redet, erinnern an den Zauberer Simon von Samaria.

In den Zeiten des Domitian mag die Apokalypse des Johannes geschrieben worden sein, damals also, als zum erstenmal schwerer Druck auf den Christen lag. In ruhigeren Zeiten tritt dann das Bild vom Ende der Dinge wieder zurück. Aber augenblicklich lodern alle seine Züge wieder in flammenden Farben hervor, wenn die Verfolgung hereinbricht. Denn noch immer sieht das Christentum der älteren Zeit in jeder Not das kommende, nahe Ende. Das Bild Neros verblaßt dabei mehr und mehr, aber noch erhalten sich einige Charakteristika. So

* Vgl. unten das letzte Kapitel über Orient und Okzident im alten Christentum.

wissen denn aus den Zeiten der Verfolgung andere Schriften dieser Art zu künden, daß er naht, von den Enden der Welt, der flammende, muttermörderische Drache; der Dämon verwüstet alle Welt, unzählige Völker, auch die Hebräer vertilgt er, das alte Rom fällt. Aber Elias erscheint prophezeiend und wirkt Wunder; da versammelt Nero den Senat und läßt den Propheten ermorden. Doch nach drei Tagen erweckt ihn Gott wieder. Gleichwohl werden die Christen aus Rom vertrieben, das Schreckensregiment dauert $3\frac{1}{2}$ Jahre, dann aber kommt das Ende; denn nun naht der wirkliche Antichrist, der dem römischen Reiche, das durch böse Tribute alle Menschen drangsalierte, ein Ende macht. Der Sieger erscheint auch in Judäa und tut viele Zeichen, um die Menschen zu verführen, aber zuletzt kommen sie doch hinter seine Schliche. Sie schreien zu Gott, und endlich greift der Herr ein. Er entläßt die zehn Stämme aus der Gefangenschaft, die dort ein Leben nach dem Gesetze geführt haben, alles beugt sich vor ihnen, da Gott mit ihnen ist, der Antichrist wird vernichtet, das Gericht beginnt. Die Sonne verbirgt ihren Schein, ein Feuerstrom wüthet, die Sterne fallen vom Himmel, alles verbrennt, in Staub zerfliegen der Städte Mauern, endlich erscheint die Herrlichkeit des Herrn, und die Erde wird wieder erneut. — So sehen wir denn auch hier die große Stärke der Tradition immer wieder hervortreten, die mit neuen Vorstellungen uralte Motive vereinigt.

Mit tiefem Mißtrauen betrachtete die römische Regierung diesen aufgeregten und aufregenden Okkultismus. Nicht nur der felsenfeste stille Glaube des Märtyrers, den der Zahn der Bestien in der Arena zerriß, war ihr gefährlich, sondern in weit höherem Grade dieser Bahn, dieser von Mund zu Mund sich fortraumende, unter Angst und Zittern als Geheimlehre weitergegebene Glaube an das bald eintretende Ende aller Dinge, also auch des Römerreiches, des Babels der Apokalypsen. Aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr. wissen wir, daß die Obrigkeit die Lektüre solcher Schriften bei Todesstrafe verbot. Welche Folgerungen sich daraus für die Christen ergaben, werden wir bei der Geschichte der Verfolgungen noch näher zu betrachten haben.

Aber diese Verfolgungen nahmen mit der Zeit ihr Ende. Trotzdem blieben die einmal im Volksbewußtsein entstandenen Bilder in ziemlich ungeschwächter Kraft bestehen. Wenn

man das Ende der Dinge auch nicht jeden Augenblick mehr erwartet, einmal muß es doch kommen, ein letzter Kampf ist noch nötig. Die schaffende Phantasie webt nun weiter an dem Bilde des Antichristes, das man sich mit unheimlicher Beflisshheit körperlich ausmalt. Der Antichrist soll jung aussehen, dünnbeinig, auf seinem Kopfe ist vorn eine Stelle von weißem Haar, seine Augenbrauen reichen bis zu seinen Ohren, während Ausfahgrind vorn auf seinen Händen ist. Er verwandelt sich vor denen, die ihm zusehen; er ist ein Kind und ein Greis, er verwandelt sich in allen Zeichen, aber die Zeichen seines Kopfes können sich nicht verwandeln.

Alle diese wunderbaren Geschichten nun werden aus dem Altertum in das Mittelalter übernommen und gehen zum Teil auch in die deutsche Kaisersage, in den Kyffhäusermythus über. Immer wieder erzittert die Welt vor dem Antichrist, der bald diese, bald jene Form annimmt; mancher Gläubige hat ja in Napoleon I. die Inkarnation des Eudämons zu finden gemeint. — Und von den anderen Stücken uralten Glaubens gilt das ebenso sicher. Die wunderbar gewaltige Anschauung von den Trompetenstößen der Engel, von der tuba mirum spargens sonum, von der Zeit, „wenn die lekt' Posaun' erklingt, die auch durch die Grüfte dringt“, die noch heute nicht ganz entschundene Vorstellung von einem einst nahenden tausendjährigen Reiche allgemeinen Friedens vor dem letzten Gerichte, sie wurzeln in der gewaltig erregten Phantasie der letzten jüdischen und der ersten christlichen Zeiten. — Zu diesen apokalyptischen Vorstellungen gehören nun noch zuletzt die Anschauungen und Ausmalungen vom Jenseits, von der Hölle und dem Himmel. Es ist naturgemäß, daß die Phantasie der Menschen sich den Zustand der Hölle mit stärkeren Farben ausmalt als die Seligkeit des Himmels. Denn auf Erden hat oft genug die Hölle geherrscht, und ein seliges Jenseits können wir armen Sterblichen wohl ersehen, aber uns kaum plastisch vorstellen, weil uns die Grundbedingungen auf Erden dazu fehlen. Die christlichen Vorstellungen von der Hölle, dem Ort, „da wird sein Heulen und Zähneklappen“, wurzeln im jüdischen Wesen und haben mit antik heidnischen Anschauungen vom heißen Schlamm, in dem die Gottlosen büßen, wenig oder gar nichts zu tun. In einer jüdischen Apokalypse „erscheint die Grube der Pein und gegenüber der Ort der Erquickung; der Ofen der Gehenna wird

offenbar und gegenüber das Paradies der Seligkeit“. Da spricht Gott „zu den Völkern, die erweckt sind“: „Nun schaut und erkennet den, den ihr gelehnet, dem ihr nicht gebietet, dessen Gebote ihr verachtet! Schaut nun hinüber und herüber; hier Seligkeit und Erquickung, dort Feuer und Pein.“ Aber die Christen scheinen diese Vorstellungen doch noch besonders ausgeprägt zu haben. Es ist etwa 11 Jahre her, da fand man in einem ägyptischen Grabe eine Handschrift, enthaltend die sogenannte Apokalypse des Petrus. Diese gewährte uns mehr als andere Schilderungen, die wir schon besaßen, einen Blick in die Vorstellungen der Christen über die Hölle und sie verdient daher wohl teilweise eine Wiedergabe. „Und ich trat zu dem Herrn und sprach: Wer sind diese? Er antwortete mir: Das sind unsere gerechten Brüder, deren Gestalt ihr ja schauen wolltet. Und ich sagte zu ihm: Und wo sind alle Gerechten oder wie sieht der Himmel aus, in dem die wohnen, die solchen Glanz tragen? Und der Herr zeigte mir einen sehr weiten Ort außerhalb dieser Welt über und über glänzend im Lichte und die Luft dort von Sonnenstrahlen durchleuchtet und das Land selbst blühend von unverwelklichen Blumen und erfüllt von Wohlgerüchen und von Gewächsen, die herrlich blühen und unverwelklich sind und gesegnete Frucht tragen. So stark war die Blüte, daß der Duft auch zu uns von dort getragen wurde.

Die Bewohner jenes Ortes waren bekleidet mit einem Gewande strahlender Engel und ihr Gewand war gleichen Aussehens wie ihr Land, und Engel weilten dort unter ihnen. Und gleich war die Herrlichkeit derer, die dort wohnen, und mit einer Stimme priesen sie Gott den Herrn frohlockend an jenem Orte. Und es spricht der Herr zu uns: Das ist der Ort eurer Hohenpriester, der gerechten Menschen.

Ich sah aber auch einen anderen Ort, jenem gerade gegenüber, der ganz finster war. Und es war ein Ort der Strafe. Und die, welche gestraft wurden, und die strafenden Engel hatten ein dunkles Gewand an gemäß der Luft des Ortes.

Und es waren welche dort, die waren an der Zunge aufgehängt. Das waren die, welche den Weg der Gerechtigkeit lästerten, und unter ihnen brannte Feuer und peinigte sie. — Und es war da ein großer See gefüllt mit brennendem Schlamm, in dem sich solche Menschen befanden, welche die Gerechtigkeit verdrehten, und Engel bedrängten sie als Folterer. — Es waren

aber auch sonst noch Weiber da, die an den Haaren aufgehängt waren, oben über jenem aufbrodelnden Schlamm. Das waren die, welche sich zum Ehebruch geschmückt hatten, und die, welche schändlichen Ehebruch mit ihnen getrieben, waren an den Füßen aufgehängt und mit dem Kopf in jenen Schlamm gesteckt, und sie sprachen: Wir glaubten nicht, daß wir an diesen Ort kommen würden. — Und die Mörder erblickte ich und ihre Mitschuldigen, die geworfen waren an einen engen Ort, der voll war von bösem Gewürm; und sie wurden gebissen von jenen Tieren und mußten sich so dort in jener Qual winden. Es bedrängten sie Würmer wie Wolken der Finsternis. Und die Seelen der Gemordeten standen da und sahen auf die Qual jener Mörder und sprachen: O Gott, gerecht ist dein Gericht.

Nah an jenem Orte sah ich einen anderen engen Ort, in dem das Blut und der Unrat derer, die bestraft wurden, herabfloß und dort wie ein See wurde. Und dort saßen Weiber, die hatten das Blut bis an den Hals, und ihnen gegenüber saßen viele Kinder, die da unzeitig geboren waren, und weinten. Und von ihnen gingen Feuerstrahlen aus und trafen die Weiber über das Gesicht. Das waren die, welche unehelich empfangen und abgetrieben hatten. Und andere Männer und Weiber waren in Flammen bis zu der Mitte und sie waren geworfen an einen finsternen Ort und wurden gezeißelt von bösen Geistern und ihre Eingeweide wurden aufgezehrt von Würmern, die nicht ruhten. Das waren die, welche die Gerechten verfolgt und sie verraten hatten. — Und nicht weit von jenen wiederum Weiber und Männer, die sich die Lippen zerbissen und gepeinigt wurden und feuriges Eisen über das Gesicht bekamen. Das waren die, welche gelästert hatten und geschmäht den Weg der Gerechtigkeit. — Und diesen gerade gegenüber waren wieder andere Männer und Weiber, die sich die Zungen zerbissen und brennendes Feuer im Munde hatten. Das waren die falschen Zeugen. — Und an einem anderen Orte waren Kieselsteine spitzer als Schwerter und jede Speerspitze, die waren glühend, und Weiber und Männer in schmutzigen Lumpen wälzten sich auf ihnen gepeinigt. Das waren die Reichen und die auf ihren Reichtum vertrauten und sich nicht erbarmt über Waisen und Witwen, sondern das Gebot Gottes vernachlässigt hatten. — Und in einem anderen großen See, der mit Eiter und Blut und aufbrodelndem Schlamm gefüllt war, standen Männer und Weiber bis an die Knie.

Das waren die Wucherer und die Zinsezins forderten. — Andere Männer und Weiber wurden von einem gewaltigen Abhang hinabgestürzt, kamen hinunter und wurden wiederum von den Drängern auf den Abhang hinaufzugehen getrieben und von dort hinabgestürzt und hatten keine Ruhe vor dieser Pein . . . Und bei jenem Abhang war ein Ort voll gewaltigen Feuers, und dort standen Männer, welche sich mit eigener Hand Götzenbilder gemacht hatten statt Gottes. — Und bei jenen waren andere Männer und Weiber, welche Stäbe von Feuer hatten und sich schlugen und niemals aufhörten mit solcher Züchtigung . . . Und wiederum waren nahe bei jenen andere Weiber und Männer, die gebrannt und gefoltert und gebraten wurden. Das waren die, welche den Weg Gottes verlassen hatten.“

Man entschuldige das lange Zitat voll von einer grausamen Phantasie. Aber es hat seine sehr belehrenden Seiten. Daß der Himmel viel zu kurz wekommt und alle Vorstellungskraft sich auf die Hölle wirft, nahmen wir schon voraus; wichtiger ist, daß unsere Anschauung über derartige Schilderungen durch dies Stück und andere, die ihm gleichen*, eine wesentliche Erweiterung erfährt. Denn wem steht jetzt nicht Dantes Inferno vor Augen mit all seinen Sündenabstufungen und den verschiedenartigen Strafen, wem nicht mittelalterliche Gemälde vom Innern der Hölle! Es ist also eine unterbrechungslose Tradition, die von den ersten christlichen Zeiten zu diesen späten Erscheinungen führt. Aber eben wenn wir diese grobsinnlichen Vorstellungen von den Qualen der Verdammten und die farblosen Schilderungen der Seligkeit lesen, so hebt sich — noch einmal sei es gesagt — von allem dem doch die Apokalypse des Johannes glänzend ab. In ihr ist trotz aller nahen Beziehung zu gleichzeitiger und älterer Literatur, also trotz aller Buchweisheit unendlich viel mehr Kraft und Frische als in den Parallelererscheinungen; sie tüftelt und quält sich nicht mit allerhand Fragen, wie die gleichzeitige jüdische Apokalyptik es wohl tut, sie wühlt nicht in raffinierten Folterqualen umher: sie greift mit lauter Stimme keck das Imperium Roms an, sie nennt das große Babel mit dem Namen der großen Buhlerin, sie ist trotz aller Phantastik voll von dem Wahrheitsgeföhle des Christentums

* Die Frage nach den Vorbildern für diese Schilderung behandle ich hier absichtlich nicht.

und voll von einer seligen Hoffnung auf das nahe Ende der Dinge. Mit Recht, wenn auch erst nach hartem Kampfe, ist die Offenbarung in den Kanon der christlichen Schriften mit aufgenommen worden; unser Bild vom jungen Christentum wäre durchaus unvollständig ohne sie, den besten Typus aller Apokalypsen überhaupt. Das Christentum ist, wie schon öfter bemerkt, durchaus nicht in stiller Duldung der feindlichen Angriffe und der wilden Verfolgung seinen Leidensweg dahingeschritten, sonst wäre es eine Sekte wie andere auch geblieben, sondern es hat auch provoziert, hat vielmehr zuerst provoziert und angegriffen. Das geschah nicht etwa allein durch den Mund berufener, literarischer Vertreter, wie der Apologeten, sondern zuerst durch den Enthusiasmus dieser erregten Phantasiestücke. Wo alle Vernunft, wo menschliche Kraft versagt, da werden überirdische Mächte, die Gestalten des Himmels, die Gewalten höllischer Abgründe beschworen; dies ganze unheimlich gewaltige Wesen ist so recht des Christentums Sturm und Drang.

2. Die Sibylle.

In der Epoche der Globetrotter will es nicht mehr viel heißen, in Italien gewesen zu sein; die „Wunder Roms“ sind für viele gar keine Wunder mehr. Das Leben der Zeit, meist mehr in die Breite strebend, als in die Tiefe sich versenkend, sucht durch ein abgekürztes Verfahren sich nur des Allernotwendigsten, das man kennen müsse, zu bemächtigen, man weiß vielfach wohl von den bedeutendsten Kunstschätzen einer Stadt ganz im allgemeinen mitzureden, aber ein individuelles, persönliches Freundschaftsverhältnis zu den einzelnen Erscheinungen gewinnen nur wenige, und so fehlt, wie sonst in unserem hastigen Kulturleben dem Worte das richtige Bild, so hier dem Bilde oft das vermittelnde Wort. Gar mancher hat in der Sixtinischen Kapelle gestanden und mit Staunen die Riesengestalten der Kunst Michelangelo betrachtet, die hier wie überall den Beschauer an sich reißen und ihn in die erdrückende Umschlingung ihrer kraftgeschwollenen Arme pressen; er sah die wohlbekannten Propheten, Jeremias in tiefem Sinnen, Ezechiel mit einer halbaufgerollten Schrift, Joel, Zacharias lesend oder blätternd, Daniel schreibend, Jonas unter der Kürbisstaude. Aber wer sind dort die wunderbaren Riesentweiber, die den Prophetenchor teilen, wer

sind diese „Sibyllen“, was wollen sie mit ihren Büchern, die delphische, die persische, die erythraische, die kumäische, die libysche Sibylle? Man belehrt uns, das seien heilige Weiber oder wenigstens solche, die man in katholischen Landen mit einem gewissen Geruche der Heiligkeit umgeben, Seherinnen der heidnischen Vorzeit, denen Gott nach älterer christlicher Vorstellung eine Ahnung von der Verwirklichung seines Heilsplanes, von der Erscheinung des Herrn habe zukommen lassen. Mögen wir nun auch ungläubig unseren Kopf dazu schütteln und von solch mystischen Wesen nichts wissen wollen, so bleibt doch vielleicht ein Stachel in unserer Seele zurück, und mancher hat sich wohl vor diesen Bildern gefragt, was sie im tiefsten Grunde bedeuten sollen, warum die Vorstellung von den Sibyllen Michelangelo zu solcher Schöpfungstat seines Pinsels getrieben. — Wir betreten mit dieser Frage allerdings ein weites, fast unabschbares Gebiet; eine neue gewaltige Traditionsmafse türmt sich vor uns auf. Einzelne Stücke dieses Wesens hat ja wohl mancher schon einmal mit flüchtigem Auge und Ohr auf sich wirken lassen, man hat auf der Schule schon von den sibyllinischen Büchern im alten Rom gelesen, fremd und wundertönig ist vielen der furchtbare Sang des Thomas de Celano ins Ohr gefallen: Dies irae, dies illa Solvet saeculum in favilla Teste David cum Sibylla (Schreckenstag du des Gerichts! Welt zerstiebt in eitel Nichts: David und Sibylla spricht's!). Aber welcher Zusammenhang da obwaltet, ist vielen dunkel. Ziehen wir nun einmal die Hüllen von diesem Mysterium, nicht mit der plumpen Hand des Aufklärers, sondern pietätvoll forschend, begierig die Wahrheit zu erkennen über das, was jahrtausendlang die Menschen in Glaube, Hoffnung und auch Furcht bewegt hat.

Man sucht und findet heutzutage vielfach im Christentum Anschauungen und äußere Formen des griechisch-römischen Religionswesens. Manches wird lebhaft bestritten, vieles scheint sicher, aber ganz ohne Diskussion ist die jüdisch-christliche Dichtung der sogenannten Sibyllen eine direkte Fortsetzung einer griechischen religiösen Poesie. Nur der Unkundige redet heute noch ganz allgemein von dem heiteren Götterolymp der Griechen, aber kein historisch Denkender steht noch auf dem Standpunkt, den Schillers „Götter Griechenlands“ vertreten; wir wissen, daß die Homerischen Gottheiten nicht die Altgriechenlands waren,

daß auch das Hellenenvolk, „sich selbst und banger Ahnung überlassen“, Grauegestalten geschaffen, daß es um die Gräber und den Rabenstein Gespenster weben sah. Dreimal heilig ist der Stein von Delphi, um den nur der Nationalismus vergangener, überwundener Zeiten jenes Jesuitenkollegium weltkluger, schlau rätselnder Priester stellte. Hier antwortet man auf die Fragen aller Welt, hier ist das Zentrum religiösen Lebens für ganz Hellas. Aber wenn man auch hier Prophezeiungen hört, ein Prophetentum in dem Sinne, wie wir es in schlichtem Sinne zu verstehen gelernt haben, nicht wie es heutzutage manche Philologen bezeichnen, das hat Delphi, hat auch Griechenland kaum erzeugt. Denn der Prophet wird nicht gefragt, sondern fast jederzeit im Widerspruche mit der ihn umgebenden Welt, voll der Gotteskraft, die in ihm, ihm selbst unbewußt, schafft und wirkt, kündet er seine Sprüche, einerlei, ob sie gefallen oder nicht. Aus Asien, der alten Heimat aller Religionen, scheint zu einer Zeit, da das asiatische Kulturleben seine Wellen nach Hellas hinüberwarf, das eigentliche Prophetentum in die griechische Welt gekommen zu sein; mit dem ungrichischen, jedenfalls durch keine griechische Etymologie bisher erklärten Namen Sibyllen bezeichnet, verkündigen predigenden Tones ekstatische Weiber, vielleicht schon im 8. Jahrhundert v. Chr., schwere Zeiten der Zukunft und reden von grauenhaften Vorzeichen. Der Sitz der ersten Sibylle ist auf ionischem Boden, in Erythrä gewesen; dort hat man vor nicht allzu langer Zeit ihre Grotte mit einem Epigramm gefunden, auf das wir, weil es aus später Zeit stammt, noch zurückkommen müssen. Erhalten ist uns sonst von der eigentlichen antiken Sibyllenpoesie außer geringen Bruchstücken nichts, aber diese und die sonstigen Angaben der Schriftsteller gestatten in Verbindung mit der späteren jüdischen und christlichen Poesie dieser Art doch ein sicheres Urteil.

Wir haben nun schon früher versucht, uns, soweit dies überhaupt möglich ist, ein ungefähres Bild von dem Werdeprozeß der Prophezeiung in der Seele des Weissagenden zu entwerfen. Ganz ähnlich haben wir auch das Wesen der gottbegeisterten Sibyllen zu beurteilen. Auch die Sibylle projiziert in ihren Gefängen die vergangenen, oft miterlebten Dinge in die Zukunft, auch sie weiß, daß alles, was sie weisssagt, Nöte der Völker, Kriege, Seuchen, Mißwachs, sich einmal erfüllen

p. 34. Text
Kgl. Bibl. BE
Sibyll. 2085

muß. Es beirrt sie nicht, daß man ihr auf Erden und besonders in ihrem eigenen Vaterlande, im Vaterlande der Philosophie, Jonien, nicht glaubt; es bleibt das stete Schlußwort ihrer Prophezeiungen bis in späte Zeit hinab: ihr alle haltet mich für wahnsinnig, aber dereinst wird alles Wahrheit werden.

Freilich darf man die Sibylle den erhabenen Gestalten der israelitischen Propheten nicht allzu hart an die Seite stellen. Die Sibylle ist keine greifbare Persönlichkeit. Die erste Prophetin wird von anderen abgelöst, die mit neuen Sprüchen vor die Menge treten. So entsteht Sang auf Sang, wo eine Prophetin aufhört, setzt die andere ein, und da jede sich nur im Dienste des einen großen Prophezeiungsgedankens fühlt und immer nur das Werk der ersten fortsetzt, so bildet sich endlich im Laufe der Jahrhunderte die Tradition von einer uralten Seherin aus, die von Anfang an alles so erkannte, wie es dann schließlich ward. Da konnte es denn nicht ausbleiben, daß man auch die alten Sagen von Iliions Fall mit in den Zusammenhang aufnahm, und die Sibylle erklärte schließlich voll Seherstolzes, im Bewußtsein ihrer heiligen Berufung ihre Sprüche für viel älter als Homers Gesänge. Noch besitzen wir die Verse, in denen sie behauptet, der „Fälscher von Chios“ habe sie bestohlen, freilich läßt sie ihm den Ruhm, daß er nicht ungeschickt zu schreiben verstanden habe.

So erinnert denn die Sibylle in mancher Beziehung an die Apokalypsen. Auch bei ihr lagert sich Schicht auf Schicht; neben alten Prophezeiungen stehen Sprüche jüngsten Datums. Und auch das Schicksal beider Literaturkreise ist ein gleiches. Alle Weisfagungen, die bisher nicht eingetroffen sind, werden mit unerhörter Geduld von der gläubigen Menge auf spätere Zeiten übertragen und umgedeutet.

Die Sibylle hat eine gewaltige Propaganda gemacht. Sie drückt dies geglückte Bestreben selbst in einem Gedichte aus: „über die ganze Erde bin ich gegangen“, sagt sie in jenem ersterwähnten erythräischen Epigramm. Dabei geriet sie in Konflikt mit dem delphischen Orakel. Sie selbst verkündet uns davon, sie erzählt uns, sie sei nach Delphi gekommen und habe dort ihrem eigenen Bruder Apollo zürnend gesungen, sei aber vom Pfeil des neidischen Gottes zu Tode getroffen worden. Das bedeutet einen Kampf zwischen zwei geistlichen Mächten.

3, 422

33

407
 nicht
 1. 1000
 9. 1000

Und dasselbe berichtet ein anderer, schönerer Mythos. Mit Recht spricht man von den Kassandrarufen der Sibylle. Kassandra ist die stets verachtete Unglücksprophetin, deren Seelenschmerz niemand schöner als Schiller zur Darstellung gebracht hat. In dieser unseligen Rolle tritt sie uns zuerst bei Aischylos entgegen; Kassandra hat sich gegen Apollons Liebe abwehrend verhalten und nun von ihm den Fluch empfangen, mit ihren Prophezeiungen keinen Glauben zu finden. Ein Konflikt hat also auch hier stattgefunden, Kassandra ist die Sibylle, deren stete Unglücksfänge steten Unglauben finden. Auch das Altertum hat ja die Ähnlichkeit beider Gestalten empfunden.

Freilich ist die Sibylle eine Unglücksprophetin. Die nicht sehr zahlreichen Bruchstücke dieser Poesie und vor allem die später noch zu besprechenden erhaltenen jüdisch-christlichen Bücher verkünden fortwährend Schreckens- und Wunderzeichen, Kriege, Städtezerstörungen, Hungernöthe, Erdbeben, Sonnenfinsternisse, Überschwemmungen. Aber die zürnende Gottheit läßt sich verfühnen. Fromme Spenden und Feste können dem nahenden Verderben Einhalt gebieten; darum, um den drohenden Sturm rechtzeitig zu beschwören, schlägt man im offiziell so gläubigen Rom jederzeit die Sibyllinischen Bücher auf. Die Sibylle wird also nicht von einzelnen befragt, sondern sie wendet sich selbständig, die Geschiede der Völker verkündend, an die Massen. Denn sie ist selbst ein Kind des Volkes. Ihre Verse sind roh und ermangeln so aller Kunst, daß im Altertum die Gebildeten, die oft nicht recht wußten, wie man einen schlechten Vers machen könne, sich darüber wunderten und allerhand seltsame Erklärungen dafür ausklügelten. Dem schlechten Verse entspricht der stilistische Ausdruck. Die Gedanken sind dürftig entwickelt; so wird, vermutlich nicht ganz ohne Absicht, die Rede dunkel und verworren. Als der grimmige Philosoph von Ephesos, Herakleit, „der Dunkle“, seine abrupten verachtungsvollen Sätze prägte, da wies er hin auf die Sibylle, die „mit rasendem Munde Ungelachtes und Ungeschminktes und Ungesalbtes, vom Gott getrieben“, rede.

Mit rasendem Munde! Wenn sie selbst erst in ihren späteren, schon zum festen Stile ausgebildeten Gesängen Gott immer wieder bittet, ihr eine Pause des Singens zu gönnen, wenn sie nur als dienstbares Werkzeug der Gottheit selbst nicht ahnt, was sie sagt, so ist das, wenn auch hier schon zur

leeren Tradition geworden, doch uranfängliche Voraussetzung dieser Poesie; denn auch Platon sagt, daß die Sibylle rede, ohne zu wissen, was. Die Prophetin gilt so den Massen wie den einzelnen Denkern als des Gottes voll. Der Spott des Aristophanes, der sich über phantastische Sibyllensprüche lustig macht, verfängt dagegen nicht; denn worüber lachte die Komödie nicht! Im Bewußtsein der Menge bleibt die Sibylle eine Priesterin trüber, unheilswangerer Wahrheiten, wie sie es bis ins letzte Mittelalter hinein geblieben ist.

So wandelt die Sibylle über die Erde und gewinnt Stätte auf Stätte. Bis übers Adriatische Meer kam sie, bis in die Nähe des Feuerberges in Kampanien, bis zur Stadt Cumä. Hier gewann sie ihren zweiten berühmten Sitz. Wenn man von Sibyllen redet, so handelt es sich wesentlich um die erythräische, die cumanische und in später Zeit, im Mittelalter, um die tiburtinische. Hier in Cumä, im vulkanischen, höhlenreichen Kampanien, hatte die Sibylle ihre Grotte. Ihre Stätte behauptet im 4. Jahrhundert n. Chr. ein ungenannter christlicher Schriftsteller gesehen zu haben; es soll eine in den Felsen gehauene Basilika gewesen sein mit einem Wasserbecken, das der Sibylle zum Bade bereitet war. Nach dem Bade soll sie in das Innere der Grotte gegangen sein und von erhöhtem Sitze das Orakel verkündigt haben. Auf diesem Boden hatte nun die Sibylle ein leichtes Spiel. Sie brauchte nur ihre alten Prophezeiungen von Erdbeben und Feuerausbrüchen fortzusetzen, um allgemeinen Glauben zu finden. Bald verkündete denn auch von ihr die Sage, sie sei uralt, 700 Jahre habe sie schon gezählt, als sie den Aeneas in die Unterwelt führte. Aber noch sollte sie weitere 600 Jahre leben; so blieb sie schließlich nur noch Stimme und schwebte als flüsternder Laut in der Höhle umher.

Nach dem Muster der cumanischen Sprüche begann man in Rom ähnliche zu machen. Die Not lehrte nicht nur beten, sondern auch fälschen; im heißen Ringen des Hannibalischen Krieges, in jeder Bedrängnis griff man zu den heiligen dunkeln Sprüchen der Prophetin, und wenn sie nicht genug sagten, nicht deutlich redeten, so ließ man sie mehr, ließ man sie klarer sprechen. Die Sibylle machte es den Gläubigen auch nicht allzu schwer; sie verlangte zur Abwehr des Unheils Opfer und Prozeffionen, und da die Römer, der göttlichen Hilfe gewiß, nun sich auch selbst halfen, so steigerte der Erfolg das Ansehen der Sprüche.

Während aber so die Sibylle an Bedeutung in der Fremde immer zunahm, hatte sich in ihrem Stammlande ihr Prophetentum überlebt. Im Laufe der Jahrhunderte verslog in Hellas der heilige Rausch, und wie sich allmählich Spruch an Spruch setzte, bildete sich eine ganze Literatur heraus. Der Literatur fehlten im gelehrten Griechenland nicht ihre Kenner. Diesen kamen viele Orakelprüche als „unecht“ vor. Um nun solchen Vorwürfen zu begegnen, begann man die Orakel akrostichisch zu bauen, wovon wir auch noch weiter unten hören werden. Das literarische Interesse vertrieb so den letzten Rest von Natur aus diesen Gedichten; man schrieb Abhandlungen über die einzelnen Sibyllen, man versuchte selbst in ihrem Geiste zu dichten. Dies Wesen steckt endlich sogar die einfachen Sibyllendichter selbst an. Als der babylonische Belpriester Berossos seine babylonische Geschichte schrieb, von der Sintflut, von der Rettung der Familie in der Arche berichtete, da griff eine Sibylle, die sich nun die babylonische oder die Tochter des Berossos nannte, diesen Stoff auf, um ihn poetisch zu gestalten, indem sie natürlich nun wieder das Ganze als ein erst kommendes Ereignis behandelte.

Damit ist nun ein weiterer Schritt vorwärts getan. In der Zeit, da das Alte Testament ins Griechische übersetzt wurde, lernten die Juden die babylonische Sibylle kennen. Wie freudig mügen sie sich verwundert haben, als sie die griechisch redende Sibylle von Gottes Born, von der Errettung der Frommen, vom Turmbau erzählen hörten. Augenblicklich nahmen sie sich des Buches an, und es bedurfte nur weniger Korrekturen, um die Sibylle nun nicht mehr wie Berossos, sondern gleich der Bibel reden zu lassen. — Dadurch ist die jüdische Sibylledichtung geschaffen. Von heidnischen Sibyllen besitzen wir, wie bemerkt, nur wenige Bruchstücke, von den jüdischen, bzw. christlichen eine ganze Anzahl von Gesängen. Es ist eine unerquickliche, aber keineswegs uninteressante Literatur. Zwar das Äußere dieser Lieder, ihre poetische und sprachliche Form ist abschreckend und wird mit der Zeit zusehends schlechter. Aber die Stimmung, die wir hier finden, ist für uns nicht wertlos. Diese Gedichte sollen die Glaubensgenossen stärken und den Heiden zeigen, welche Kräfte im Judentum lebten. Hatte man mit Staunen zu lesen geglaubt, daß Gott durch eine Heidin seine Taten in der Vorzeit prophezeien ließ, so

reizte dieser Wundersang zur Nachahmung. Nun griff man auch zu der alten erythräischen Sibylle, verschmolz sie mit der babylonischen und ließ das neue Buch noch viel mehr wissen. Jetzt prophezeite die Sibylle auch noch Salomons Herrschaft, sie redete von Moses, von Assurs kommendem Reiche:

3,248 Aber wenn es Aegypten verläßt und hin seinen Weg zieht,
Das zwölfstämmige Volk, unter gottgesendeten Führern,
Wenn es die nächtliche Weil' unter feuriger Säule einherzieht
Und in der Wolken säule, wenn Röte des Morgens erscheint:
253 Dann wird er einen großen Mann ihm setzen als Führer,
Moses, den bei dem Sumpf eine Königin fand und hinwegnahm. —

266 — — — Auch du, verlassend den herrlichen Tempel,
Wirst entfliehen, bestimmt das heilige Land zu verlassen.
Und nach Assur wirst du geführt und unmündige Kinder
Wirst du erblicken im Dienst bei feindlich gesinneten Männern,
Und die Gattinnen auch; auch Nahrung und Reichthum verschwindet.
Jegliches Land und jegliches Meer ist von dir erfüllet. —

Mit Recht durfte die Sibylle darauf hinweisen, daß fast in allen Städten Asiens und Afrikas jüdische Gemeinden saßen. Um so mehr hatte sie Veranlassung, den Juden in der Zerstreung ins Gewissen zu reden und sie anzuhalten, dem einen großen Gotte treu zu bleiben, allen Götzendienst, den ihr die Gefangenschaft Assurs gebracht, zu meiden; dann werde Gott ihr gnädig sein:

3,282 Aber am Ende erwartet dich Gutes und sehr große Ehre,
Wie dir's erfüllt der unsterbliche Gott. Du aber verharre
Glaubensvoll dem heil'gen Gesetz des mächtigen Gottes,
Wann das ermüdete Knie aufrecht er zum Lichte dir hebet. —
Und vom Himmel herab wird Gott einen König dann senden, *Kyrus*
Der wird jeglichen Mann in Blut und Feuerglanz richten.
Aber es ist ein Königsstamm, und dessen Geschlecht wird
290 Rimmermehr wanken und in den ringsumlaufenden Zeiten
Wird er herrschen und neu Gottes Tempel zu bauen beginnen.*

Wenn so der Jude seine alten Prophetensprüche im griechischen Munde wieder fand und der Hellene durch eine Priesterin seines Stammes israelitische Weisheit predigen hörte, so war

* Mit Absicht benutze ich hier eine holprige Übersetzung: so tritt die schlechte Form des Originals zutage.

das eine doppelte Propaganda kräftigster Art. Noch immer aber ist das kein bewußter Betrug, kein religiöser Schwindel. An dem Buche, das uranfängliche jüdische Überlieferung bestätigte, entzündete sich die Phantasie der Israeliten, und man fragte hier nicht lang, ob man ein Recht dazu besitze, die alte Prophetie durch neue zu ersetzen. Denn das religiöse Empfinden ist in unendlich vielen Fällen ein Rausch des Gemütes, ein Taumel der Phantasie gewesen. Die Zeit des zweiten Jahrhunderts v. Chr. war in Judäa eine vielfach erregte, das Buch Daniel entstand, daran schlossen sich neue Apokalypsen. Kein Wunder, daß wirkungsvoll neben die prophetischen Bücher israelitischen Gepräges auch die griechische Weisagung in neuen Formen trat.

Unterbrochen werden in unserer zwölf Bücher zählenden Sammlung die jüdischen Orakel immer wieder durch eine Menge aus griechischer Feder. Eine große Anzahl von ihnen befindet sich in einem ganz unleserlichen, außerordentlich verderbten, vielleicht überhaupt nicht wieder herstellbaren Zustande. Die Juden verstanden sie sicher selbst nicht mehr, sondern schrieben sie gedankenlos und nachlässig ab. Hier und da hielt man es freilich für nötig, dem griechischen Orakel durch einen moralisierenden Zusatz erst die richtige Prägung zu verleihen. Wir haben oben gesehen, daß die hellenische Sibylle Homers Gedichte als ein Plagiat an ihren eigenen Sprüchen bezeichnete. Diese Anschauung übernimmt die jüdische Sibylle, fügt aber noch einen strafenden Zusatz bei:

3,425 Denn mit den Händen wird er zuerst meine Bücher entfalten,
 Selber wird er alsdann ausschmücken gepanzerte Krieger,
 Hector, des Priamos Sohn und den Peleionen Achilleus,
 Und die übrigen auch, die gepflogen die Werke des Krieges,
 Und an die Seite von diesen läßt Götter treten der
 Dichter,

430 Götter, der Lügenpoet, die nur hochköpfige Menschen.

Aber nicht nur der Vergangenheit wird gedacht, die Hauptrolle spielt selbstverständlich in diesen Dichtungen die Gegenwart. Mit besonderer Liebe gedachte man eine Zeitlang Roms. Rom hatte den bösen König Antiochos von Syrien vernichtet, dem die Sibylle ebenso grollte wie das Buch Daniel (s. S. 20). Wie es daher im ersten Buche der Makkabäer von den Römern heißt: „Und Judas hatte vom Namen der Römer gehört, daß

sie stark und mächtig seien und selbst guten Ruf hätten unter den ihnen Zugewandten, und so viele sich ihnen zuwendeten und so viele zu ihnen kämen, denen hielten sie Freundschaft . . .“, so singt die jüdische Sibylle:

3,175 Aber darauf wird eines anderen Reiches Beginn sein.
 Glänzend, vielhäutig ist's und stammt vom westlichen Meere;
 Und viele Länder beherrscht's und viele wird es erschüttern,
 Und den Königen all wird's später Schrecken einjagen — — —

Früh, Wohl,
 30

Aber lange hielt sich der gute Glaube an die Länder verschlingende Roma nicht. Und so begann die Sibylle bald eine tiefe Abneigung gegen die einstige Ketterin zu fassen, man gestaltete die ebengenannten Verse um und weissagte der Tiberstadt den dereinstigen tiefen Fall von der Höhe.

Das Hauptthema der Sibyllen bleibt ebenso wie bei den Apokalypsen, mit denen sie vielfach zusammenfallen, die Erwartung vom Ende. Mit inniger Sehnsucht wird die messianische Zeit, die Zeit ungetrübter Wonne ausgemalt. Streit und Zwietracht hören auf, Friede, Gerechtigkeit, Liebe und Treue führen ein Segensregiment. Die wilden Tiere verlieren ihr feindliches Wesen und treten in den Dienst der Menschen; in der Natur herrscht allgemeine Fruchtbarkeit. Die Heiden kommen zur Erkenntnis und preisen Gott, zu seinem Tempel wallfahrend, nach seinem Gesetze wandelnd. So singt denn die jüdische Sibylle in Nachdichtung einer Jesaiastelle (XI. 6 ff.) Jerusalem zu:

3,785 Freue dich, Jungfrau, und juble; denn er hat auf ewige Zeiten
 Frohen Sinn dir verliehen, der Himmel und Erde gemacht hat.
 Wohnen wird er in dir und dir ein unsterbliches Licht sein.
 Und der Wolf und das Lamm im Gebirge werden selbänder
 Fressen das Gras und die Pardel mit Böcken weiden gemeinsam.
 Bären zusammengepfercht mit Kälbern sind auf der Weide,
 Und der reißende Leu wird fressen Gras an der Krippe
 Gleich einem Rind, und ganz unmlündige Kinder am Leitzaum
 Führen sie ihn; denn zahm wird das Tier auf Erden er machen.
 Und es werden vereint Giftschlangen mit Säuglingen schlafen,
 775 Jeglicher Bosheit bar, denn Gottes Hand ist ob ihnen. —

Ein müdes Volk, eine alternde Kultur empfindet nicht selten die Sehnsucht nach dem Eintreten eines goldenen Zeitalters des Friedens unter den Menschen und in der Natur. In dem Gefühle heißesten Verlangens nach dem Retter, dem

Heiland begegnen sich in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts v. Chr. Israeliten und Heiden. Israel ist seines Zieles und Lohnes sicher; es hat das Gesetz gehalten, der Messias muß kommen und sein Volk wieder zum ersten auf der Welt machen. Griechen und Römer erinnern sich, je furchtbarer die Bürgerkriege wüthen, sehnsuchtsvoll des einstigen goldenen Zeitalters und erhoffen seine Wiederkehr. Mag der Epikureer, der die Dinge mit grausiger Nüchternheit betrachtet, über die Utopie eines goldenen Zeitalters lächeln, vollends seine Wiederkehr mitleidig für eine kuriose Phantasie erklären: die Stoa weiß es anders. Sie erwartet die Wiederkehr der Dinge; wenn das große Weltjahr zu Ende gegangen sein wird, dann muß das goldene Zeitalter neu erscheinen. Die Gedanken der Stoa siegen zu Ende dieser Zeitepoche. Nicht wenige der edlen Geister Roms huldigen ihnen; müde des kriegserfüllten Daseins, malen sie sich den Eintritt des goldenen Zeitalters aus. Niemand hat dieses mit kräftigerer Hinführung, niemand mit nachhaltigerer Wirkung getan, als Vergil in der berühmten vierten Ekloge.

Eine Pause im Kampfe der Machthaber um die Welt war eingetreten; Antonius verband sich im Jahre 40 v. Chr. aufs neue mit Octavian im Vertrage von Brundisium. Die italische Welt atmete auf. Man dachte zugleich an eine neue Säkularfeier, die schon von J. Cäsar ins Auge gefaßt worden war. Da wurde in solch erwartungsvoller Zeit einem Freunde Vergils, dem Consul Asinius Polio, ein Sohn geboren. An dieses Kind aus so schicksalschwangerer Epoche knüpft Vergil nun seine Zukunftsverheißungen. Er beginnt mit der Sibylle: „Schon ist das letzte Zeitalter des cumäischen Sanges gekommen.“ — Man interessierte sich in den gelehrten Kreisen Roms damals sehr für die Sibyllendichtung. Der große römische Antiquar Varro scheint diese Dinge in Fluß gebracht zu haben, auch Cicero widmet ihnen seine Teilnahme, wenn er darauf hinweist, wie wenig gerade die künstlich akrostichische Form der Sprüche von Inspiration zeuge. Es war nun dieser Poesie geworden, die Weltgeschichte in zehn Generationen zu teilen, in der zehnten die letzte Erfüllung aller Dinge zu erwarten. Aus sibyllinischen Erwartungen und stoischer Lehre hat so der gelehrte Dichter die eigene Prophezeiung entwickelt. Demgemäß sieht er nun das goldene Zeitalter nach dem ehernen im Umschwunge der Dinge wieder eintreten. Die alten Helden kehren

falsch, nicht
stoisch

falsch, nicht
hystorisch

falsch

Div. 3
111

wieder, weilen mitten unter den Menschen, die Tugenden der Väter erneuern sich; das alles soll das Kind mitansehen. Es erschaut die Wiederkunft des goldenen Zeitalters; die Erde streut dem Kinde Blumen, von selbst bringen die Ziegen die frozenden Guter nach Hause, kein Löwe schreckt mehr das Kind, die Schlangen sind verschwunden, alles Gift ist dahin. Und so geht es weiter im Preise des goldenen Zeitalters.

Eine gewisse äußere Ähnlichkeit zwischen der jüdischen Sibylle und dem römischen Dichter läßt sich nicht verkennen. Aber sie ist nur eine scheinbare; Vergil enthält zuviel rein heidnische bzw. stoische Motive, und die Ausmalungen seliger Friedenszeiten wiederholen sich ebenso wie z. B. die Vorstellungen von den Höllequalen bei den verschiedensten Völkern, ohne daß wir an Entlehnung zu denken brauchen. Anders schien es freilich den Christen. Sie haben, an ihrer Spitze Laktantius, das unbestrittene Verdienst, die vierte Ekloge zuerst völlig falsch gedeutet, unter Hinweis auf die Ähnlichkeit mit der jüdischen Sibylle in dem Gedichte eine Prophezeiung des Heilandes erkannt zu haben. Es war dies nur die Konsequenz aus dem ersten Irrtum über die Sibylle selbst. Die Heidin hatte die großen Taten Gottes, des einen, selbsterzeugten Herrschers Himmels und der Erden geweissagt: Gott hatte ihr selbst einen Augenblick die blinden Augen geöffnet. Nun glaubte man auch die anima candida Vergils von einem Strahle göttlicher Weisheit erleuchtet zu sehen, und der größte Poet römischer Zunge erhielt eine Art Kanonisation.

Aber der Sibylle waren noch andere Ehren vorbehalten. Zunächst verwendete sie Vergil noch einmal in seiner Aneis, da die Cumanerin dem von der Gottheit stets so sehr gegängelten Helden der Frömmigkeit zum Abstieg in die Unterwelt hilfreiche Hand bietet. Und auch Augustus konnte die Prophetin brauchen. Als der Kaiser seine Jahrhundertfeier im Jahre 17 begehen wollte, tat er das nach einem älteren Sibyllenspruche, den man umdeutete. In ihm war das ganze Festprogramm vorgeschrieben. Den Hymnus dichtete Horaz, gehorsam redete er von der Mahnung der sibyllinischen Verse, aber in freundschaftlich freier Huldbildung spielte er auch auf die Werke seines verstorbenen Genossen Vergil, auf die Aneis und die vierte Ekloge an.

Doch zurück zur jüdischen Sibyllendichtung, die bald zur christlichen werden sollte. Wir sahen oben, daß, je stärker sich

Roms Arm auf Judäa legt, um so heftiger auch in dieser Volkspoesie die Abneigung gegen die herrschende Stadt hervortritt. Die Sibylle wird immer leidenschaftlicher gegen die Cäsaren, besonders gegen Nero, immer düsterer in der Ausmalung der Bilder vom Ende, vollends dem Zerstörer der heiligen Stadt Jerusalem, Titus, wird mit dem Haffe des Talmud ein schreckliches Ende nachgesagt. Denn schon wird in der Glut der Leidenschaft die äußere Form der Prophezeiung durchbrochen, und der jüdische Patriot redet gelegentlich in den Zeiten der Vergangenheit, um allerhand Tendenzgeschichten anzubringen. Aber auch damit hat es einmal ein Ende; im Laufe der Zeiten unterwirft sich auch die jüdische Sibylle der allgemeinen bequemen Sklaverei und behandelt schließlich sogar die Feinde der Juden unter den Kaisern mit regierungstreuer Pietät. Da, etwa in der Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr., beginnt die christliche Sibylle ihren Sang. Denn es verstand sich von selbst, daß die Christen mit der sonstigen jüdischen Literatur auch diese Schriften übernahmen und an ihnen weiterdichteten. So wird die Sibylle denn auch schon in einer der ältesten christlichen Schriften, im sogenannten Hirten des Hermas namhaft gemacht. Natürlich bedarf es zur neuen Dichtung besonderer Anlässe, auch hier schafft die Empörung den Vers. Wo die Apokalypse des Johannes das sündige Reich noch Babylon nennt, redet die christliche Sibylle, durch die Verfolgung der Gläubigen zu wildem Haffe gestachelt, anderen offeneren Tones:

8,37 Dich, steifnackiges Rom, wird dereinst gebührend von oben
Treffen vom Himmel ein Schlag und zuerst wirst du beugen den Nacken,
Wirst dahingestreckt sein, und Feuer dich gänzlich verzehren,
Liegend auf eigenem Boden, und zugrund' wird gehen der Reichthum,
Und deine Stätte werden die Wölfe und Füchse bewohnen.
De wirst völlig du sein, als wärest du niemals gewesen.
Und dein Palladium, wo ist es alsdann? welcher Gott wird dich retten,
Sei er von Gold oder Stein oder Erz? wo sind die Beschlässe
45 Deines Senates alsdann? —

407 { Denn es wird fallen der Ruhm der adlerbewehrten Legionen. —
Wo wird alsdann deine Macht, welch Land im Bündnis mit dir sein??

Ausführlich sind die christlichen Sibyllen natürlich besonders in der Ausmalung des Endes aller Dinge und damit auch der

Höllenstrafen, die sie ähnlich wie die ihnen nahe verwandten Apokalypsen schildern. Gleich ihnen reden sie von der Trompete des Gerichts, die vom Himmel jammervollen Laut geben werde, wimmernd über die Ruchlosigkeit der Unseligen und die Leiden der Welt. Und damit man ja nicht, wie die Griechen es vielfach taten, die Sibylle als eine Fälschung bezeichne, so hat man gerade die Verse, die vom Gericht singen, akrostichisch gebaut, weil eine solche Anordnung, wie man glaubte, den Stempel der Echtheit trüge. — Sehr oft kehren dann Weis-
 sagungen auf Christi Erscheinung und Leben wieder. Nicht ohne Anmut wird da denn auch die Verkündigung Mariä und Christi Geburt geschildert: „Sie aber ergriff Verwirrung und Staunen zugleich, da sie es vernahm, und zitternd stand sie da; ihr Sinn war ihr betäubt, das Herz bebte bei der ungewohnten Kunde. Bald aber freute sie sich, und ihr Herz ward warm ob der Stimme, und bräutlich lächelte sie, rot ward ihr die Wange, Freude ergözte sie, Scham bezauberte ihr den Sinn, und der Mut kehrte ihr zurück. Das Wort aber flog ihr in den Leib, ward Fleisch mit der Zeit, und im Mutterleibe Leben gewinnend bildete es sich zur menschlichen Gestalt, und so ward ein Knabe durch jungfräuliche Geburt; ja, wohl ist das den Menschen ein großes Wunder, aber nichts ist ein großes Wunder für Gott den Vater und Gott den Sohn. Dem Kinde aber, als es geboren, streckte sich die Erde freudig entgegen, der himmlische Thron lachte und es freute sich die Welt.“ — Mit besonderem Nachdruck wendet sich dann auch die Sibylle gegen die Heiden und ihren Götzendienst. Sie ist da das getreue Abbild der christlichen Apologeten, deren Gedanken bei ihr beständig wiederkehren. „Gott selbst“, ruft sie, „hat festgestellt des Sterblichen Bild und Gestalt, hat die Tiere gemacht, Kriechtiere und Vögel. Ihr aber verehret nicht, noch fürchtet ihr Gott, sondern ziellos irrt ihr, anbetend die Schlangen und den Ragen opfernd und den stummen Götzen, den steinernen Statuen der Menschen. Und in gottlosen Tempeln sitzt ihr vor den Türen und bangt nicht vor dem wahren Gott, der alles bedenkt, euch freuend an der Berruchtheit der Steine, das Gericht verzehrend . . .“ An einer merkwürdigen Stelle gibt sie ferner der Verachtung der Christen gegenüber dem Leben in der Welt der Besitzenden einen fast sozialistischen Ausdruck: „Der Anfang der Abel ist für alle die Habsucht und der Unverstand. Denn

8,463

8,487

8,17-26

herrschen wird des trügerischen Goldes und Silbers Sehnsucht, denn nichts Größeres haben diesen beiden die Sterblichen vorgezogen, nicht das Licht der Sonne, nicht den Himmel, nicht das Meer, nicht die breitrückige Erde, von der alles kommt, nicht den alles gebenden Gott, den Erzeuger von allem, nicht die Treue und Frömmigkeit haben sie diesen beiden vorgezogen. O du Quelle der Gottlosigkeit und der Meisterlosigkeit Führerin du, ²⁵ Mittel der Kriege, des Friedens verhasste Plage, die du den Kindern verhasst machst die Eltern und die Kinder den Eltern. Und nicht, durchaus nicht, wird ohne Gold die Ehe im Werte stehen. Die Erde wird Grenzen und Wächter jedes Meer haben, das trügllich unter alle verteilt ist, die Gold besitzen; als ob sie in Ewigkeit die vielernährende Erde immer haben wollten, werden sie die Armen plündern, damit sie selbst sich noch mehr Laub verschaffend jene in Prahlerei unterjochen. Und wenn nicht die ungeheure Erde vom gestirnten Himmel ihren Sitz so weit hätte, dann hätten auch die Menschen nicht gleiches Licht, sondern für Gold verhandelt wäre es nur für die Reichen da und den Armen müßte Gott ein anderes Dasein bereiten.“ Aber auch dem Christenvolke wendet sich die Sibylle immer wieder mahnend zu, die moralischen Gemeindefchriften, die damals viel gebraucht wurden, werden mit all ihren Geboten reproduziert, und selbst wenn die Prophetin auf die gute Zucht und Sitte im Christenlager hinweist, so ist dies kein Selbstlob, sondern soll der Selbstbestärkung der Christen im Guten dienen. „Nicht dürfen wir“, heißt es in einem dieser Sänge, „dem Innern der Tempel uns nahen, nicht den Götterbildern spenden, nicht mit Gelübden Verehrung üben, noch mit den ergötzlichen Gerüchen der Blumen, noch mit den Strahlen der Leuchter, noch mit unnützen Weihgeschenken sie schmücken, noch mit dem Weihrauchduste auf flammenden Altären; auch nicht zu den Trankspenden beim Stieropfer das Blut von geopfertem Schafen als Lösegeld senden, zur Verhütung irdischer Strafe; auch nicht mit dem Fettdampf von fleischverzehrenden Scheiterhaufen und mit abscheulichen Düften des Äthers Glanz besudeln; sondern mit heiligen Sinnen uns freuend, mit frohem Gemüte, mit reicher Liebesgabe und mild spendenden Händen, mit lieblichen Psalmen und unseres Gottes würdigen Liedern werden wir angehalten, dich, den Ewigen, Untrügllichen zu befigen, den Vater des Alls . . .“

Dies alles hat noch einen gewissen ursprünglichen Charakter. Die Dichter der Sibyllensprüche schreiben ganz naiv, unbewußt dessen, daß sie eigentlich in aller Ruhe an einer Fälschung tätig sind, frisch darauf los. Aber wenn nun die Sibylle anfängt, nicht mehr nur die Heiden laut und leidenschaftlich zu schelten, sondern sich auf einen theologischen Disput mit ihnen einzulassen, so ist das ein Zug der Reflexion, der ihr nicht steht. So argumentiert sie denn:

Aber, wenn alles Gewordene vergeht, dann kann seinen Ursprung Gott aus den Lenden des Mannes und Weibes nimmermehr haben, Sondern Gott ist allein der eine und höchste von allen . . .

Doch wenn die Götter erzeugen und ewig bleiben unsterblich, Wahrlich, da wären der Götter auf Erden mehr als der Menschen, Ja, und nimmer bliebe den Sterblichen Raum, da sie ständen.

Mit einer solchen Argumentation beginnt nun aus voller Kraft die bewußte christliche Fälschung. Dem Christentum in seiner Bedrängnis zwischen mindestens nicht wohlwollenden Kaisern und den Angriffen der griechischen Literaten ist kein Mittel zu schlecht, um sich der Feinde zu erwehren. So setzt denn in dieser Zeit eine Fälschung die andere fort; wie man durch die Sibyllen die Worte der Bibel hatte bezeugen lassen, so ließ man jetzt auch allerhand Trugschriften entstehen, in denen die großen tragischen Dichter der Griechen eigentümliche Worte vom nahenden Verderben der Welt redeten oder Weisheitslehren in jüdischem Stile predigten. Freilich, die Benutzer dieser Literatur verdienen keinen Vorwurf. Sie sind sich der heiligsten Sache, die es je gegeben, so durchaus sicher, daß ihnen auch nicht der geringste Zweifel an der Zulässigkeit auch der kleinen Mittel naht. Da die Christen gerade so wie früher die Juden überzeugt sind, daß die Griechen alle ihre Weisheit aus der Bibel schöpfen, so kommt es ihnen durchaus nicht merkwürdig vor, daß die Sibyllen und ihre Verwandten ganz dasselbe wie die Heilige Schrift sagen. Der Spott einzelner Hellenen über dies Treiben verhallte zudem ungehört in dieser Zeit. Denn das Heidentum in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts ist mit nichts unfromm oder gar blasirt; im Gegenteil, die ganze Welt ist voll von Drakeln und heiligen Ahnungen. Auch die heidnische Sibylle von Erhythra, die man fast vergessen hatte,

lebte wieder auf, als das Interesse der Antoninischen Kaiser sich ihr zuwandte, und die beglückte Stadt läßt die Prophetin in einem längeren Epigramm den Herrschern ihren Dank sagen. Ringsum brodelte es von religiösen Erweckungen, Träumen, Beschwörungen, Zaubersprüchen, Systemen, Philosophemen. Hier murmelt der Gnostiker in dunkeln Worten und theosophischen Phantasien über die Welt und das, was sie im Innersten zusammenhält, dort führt der Mithraspriester die Gläubigen in die mystische Grotte, dort blickt der Neuplatoniker schwärmend gen Himmel, die Seele zu Gott empordrängend, dort hört man die scharfe Stimme der Apologeten, und fernab wieder sucht und schafft der Stoiker auf dem Kaiserthron, M. Aurel, den Frieden seiner Seele: ein Chaos von Meinungen, von frommem Hoffen und seligem Wissen. In solcher Massenproduktion religiösen Stoffes verwirrt und zersetzt sich vieles, Gegensätze berühren sich; heidnische Vorstellungen drängen sich ins Christentum, Heiden wiederum lassen sich durch christliche Trugorakel täuschen. Als aber das Christentum endlich siegt, vergißt es nicht seine alten Kriegskameraden, und hoch emporgetragen von den Verteidigern des christlichen Glaubens zieht die Sibylle ein in den neuen Tempel der christlichen Staatskirche.

Denn die heidnische Sibylle, die Mutter der jüdischen und christlichen, ist nun wirklich, wie die alte Sage es schon wollte, zum leise flüsternden Laute geworden. Noch einmal ließ Julian der Apostat die alten Bücher befragen, als er sich zu seinem orientalischen Feldzuge rüstete, dann sinken sie mehr und mehr in Vergessenheit und werden schließlich, wie es heißt, von Stilicho verbrannt. Es hätte dessen kaum bedurft, denn die christlichen Sibyllen nehmen sich, nachdem die Hitze des Glaubenskampfes verraucht, sehr kräftig auch der weltlichen Dinge an, und bald ist zwischen den altheidnischen und den christlichen Sprüchen wenigstens in der Form kein besonderer Unterschied mehr. — Ein merkwürdiges Charakteristikum ist diesen weltlichen Orakeln eigen. Sie nennen nie die politischen Persönlichkeiten, d. h. also wesentlich die Kaiser, mit ihren Namen, sondern immer nur mit der Zahl, deren griechisches Zeichen den Anfangsbuchstaben des Namens darstellt, oder später mit abgekürztem Verfahren einfach den Anfangsbuchstaben. Dies Wesen setzt sich dann bis tief in das Mittelalter fort, dessen vornehmste Sibylle die sogenannte tiburtinische ist.

Nach Rom ward mit der Verlegung des Herrscherstizes Konstantinopel ein Hort der Sibyllenpoesie. Die alte Form des Hexameters hört nun auf, die Sprüche werden nur noch in Prosa gegeben. Aber der Stil, die Anschauungsweise, die Bilder bleiben die gleichen. Bei der steten Bedrängnis des Reiches, erst durch germanische Scharen, dann durch slawische und orientalische Völker bleiben die Fragen an die Zukunft stets von gleicher Angflichkeit. Die Orakel, die man in Konstantinopel „Gesichte Daniels“ nennt, verkünden vielfaches Elend über die einzelnen Provinzen des weiten Reiches, aber auch eine endliche Befreiung durch einen großen Herrscher, dessen Erscheinen dann das Ende der Tage bedeutet. Bis tief hinein in das 15. Jahrhundert, bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken befanden sich in der Hauptstadt solche Gesichte oder Sibyllen. Diese haben dann wieder die lateinischen des Westens, z. B. die eben genannte tiburtinische entstehen lassen; von da ging endlich dies Wesen nach Deutschland über. Die deutschen Sibyllen prophezeien den wiederkehrenden Friedrich II., den verheißenen Endkaiser, der seinen Schild an den dürren Birnbaum hängen soll und das Sehnen seines Volkes stillen. So lebt die Sibylle in aller Munde, die uralt-antike Prophetin ist zu einer christlichen Heiligen in partibus geworden, die im Liede des Thomas von Celano an Davids Seite als Zeugin des Weltunterganges auftreten kann. — Aber selbst damit nicht genug; auch wir stehen noch unter den Nachwirkungen dieses Wesens. Wir brauchen uns nur an die berühmte Weissagung des Klosters Lehnin zu erinnern, die nicht mehr und nicht weniger als eine Nachfolgerin der Sibyllen ist. Wir wissen jetzt so ziemlich, was von ihr zu halten ist; eine ursprünglich den Hohenzollern freundliche Prophetie ist unter dem Großen Kurfürsten von katholischer Hand in ganz entgegengesetztem Sinne umgearbeitet worden. Sie hat große Bedeutung gehabt; Fürst Hardenberg ließ sie kritisch bearbeiten, um eine hohenzollernfeindliche Agitation, der man das Buch nutzbar machte, zu bekämpfen, Friedrich Wilhelm IV. schätzte die Weissagung, das Jahr 1848 brachte natürlich aufgeregte Deutungen hervor, ja noch P. Majunke wollte in dem ehrwürdigen Kaiser Wilhelm I. den von der lehninschen Weissagung bezeichneten letzten Sprossen des „Giftstammes“ der Hohenzollern erkennen.

*

*

*

Wahrhaftig, ein sonderbares Reich der Phantasie, diese Apokalypsen und Sibyllen, eine Art Schattenreich der Geschichte, in dem die Gestalten realen historischen Daseins von allerhand Gespenstern umhuscht scheinen. Aber in der Geschichte der Welt herrschen nicht immer die greifbaren Kräfte des frischen Lebens, regiert auch selten genug die blanke Idee, sondern ebenso oft üben Gespenster und Ahnungen ihren wunderbaren Einfluß und scheinen in erregten Zeiten sich fogar zu Taten verdichten zu wollen, aus Schatten zu Gestalten sich auszuwachsen. So gering wir auch den poetischen Wert dieser Fiktionen achten dürfen, so stark müssen wir den Einfluß und die traditionelle Kraft dieses ganzen Wesens ansetzen. Eine solche Überlieferung, die vom erythräischen Felsenitz der Sibylle bis zum märkischen Sande Lehnins reicht, kann nicht einfach ignoriert werden. Und so sind uns denn diese Bücher ein Zeugnis für alles das, was in den Tiefen der Volksseele sich zum Lichte empordrängte, auch sie künden uns vom ängstlichen Harren der Kreatur und sie nicht zuletzt verbinden uns mit jenen schweren Zeiten, in denen das Christentum sich solcher Nothelfer bedienen mußte.